

63. Schülerwettbewerb
Des Landtags von Baden-Württemberg
2020/2021

Kurzgeschichte zum Thema 8

Welches aktuelle Problem brennt die am meisten auf den Nägeln? Begrenze das Problem. Formuliere deine Frage dazu. Suche Antworten darauf

Titel der Kurzgeschichte

Das verlorene Zuhause

Max Günter

Agnes von Hohenstaufen Schule, Berufliches Schulzentrum, Schwäbisch Gmünd

Klasse 11/2 (GG)

Das verlorene Zuhause

Die dunkelroten Flammen in der Nacht hatten etwas sehr Endgültiges. Auf ewig haben sie sich in mein Gedächtnis gebrannt. Das Feuer fraß sich hungrig durch das Camp. Nahm sich Zelt für Zelt, bis kaum eines mehr übrig war. Der Schrecken sitzt tief in meinen Gliedern. Angeschmolzenes Wellblech und Asche ergeben ein sehr irreales Bild. Vor wenigen Stunden noch rannten wir um unser Leben. Und nun? Eine Rückkehr an diesen zerstörten Ort ist nicht mehr möglich. Verschmort und verkohlt.

Ein leises Schluchzen reißt mich aus meinen Gedanken. Die Sonne scheint sanft auf die Hügel der Umgebung. Rauchschwaden steigen langsam aus mit Asche bedeckten Trümmern. Eine Frau sitzt rußbedeckt vor einem Berg aus Asche, der gestern noch ihr Hab und Gut war. Meine Eltern nehmen mich beide fest an der Hand. Vater erklärt mir, dass wir schnell zur Sammelstelle müssen, von wo wir in ein neues Lager gebracht werden sollen. Wieder erklärt er mir, dass wir weggehen müssen. Ich sehe seine Ratlosigkeit in seinem Gesicht. Er sagt uns was als nächstes passiert, weiß aber nicht, was mit uns geschehen wird. Da war sie wieder, diese Ungewissheit. Wie damals auf dem Boot, weit draußen auf dem Meer.

Das Boot schaukelte unruhig auf dem Wasser. In der Dunkelheit konnte man nichts als das Boot und die Menschen darin sehen. Meine Füße waren durchnässt von dem ganzen Wasser im Boot. Es war kalt und der Wind spritze mir immer wieder Wasser ins Gesicht. Davon war ich aufgewacht und wusste nicht, wie lange wir schon unterwegs waren. Ich lag in den Armen meiner Mutter. Sie lachte mich an. Aber ich sah, dass sie sehr große Angst hatte. Mein Vater saß neben uns. Er blickte ständig zu dem Mann am Steuer. Der Mann war sehr nervös. Den Menschen im Boot befahl er, das Wasser heraus zu schöpfen. Meine Mutter benutzte ihre Hände.

Schon am Strand ist mir der Mann aufgefallen. Als wir an der Küste von Latakia am Strand standen und dieses kleine Boot ankam, konnte ich ihn am Steuer stehen sehen. Ein großer, breiter Mann mit grauen Haaren und einem langen grauen Bart. Trotzdem glaube ich, dass er nicht älter als mein Vater war. Er stieg mit zwei mit Gewehren bewaffneten Männern aus dem Boot. Viele andere Menschen standen bei uns. Vater schien sich Sorgen zu machen. Er schaute auf das kleine Boot und dann auf die vielen Menschen. Der Mann schrie einen jungen Mann vor uns an. Der rannte zum Boot und stieg ein. Die beiden Männer mit den Gewehren hielten die anderen

davon ab, ebenfalls zum Boot zu rennen. Dann durfte ein Mann mit drei Kindern losgehen. Danach waren wir an die Reihe. Mein Vater packte mich an der Hand und wir rannten los. Meine Mutter hinterher. Im Boot setzten wir uns nach hinten an die Seite. Dort konnten meine Eltern zwei der wenigen Sitzplätze ergattern. Was hatten wir für Glück! Das Boot war sehr klein. Die blaue Farbe war schon teilweise abgefallen. Am hinteren Ende befand sich ein kleiner Motor mit dem Steuer. Es füllte sich mehr und mehr mit Menschen. Anfangs lief es noch sehr ruhig ab, doch je mehr sich das Boot füllte desto hektischer wurde es. Ich bekam Angst. Im gesamten Boot drängten sich schließlich die Menschen. Als wir losfuhren standen immer noch Menschen am Strand. Frauen und Kinder, die heulten. Männer die zornig schrien. Sie hatten keinen Platz bekommen. Wir schon. Für diesen Platz haben meine Eltern alles verkauft was sie besaßen, sogar meinen Fußball und meine Fußballschuhe. Nach den tagelangen Fußmärschen war ich sehr müde und bin sehr schnell eingeschlafen.

Mitten auf dem Meer. Kein Land weit und breit. Einige der Menschen schliefen. Manche davon ruhig. Ein kleines Kind vorne im Boot weinte. Die Mutter versuchte es zu beruhigen. Zwei dunkelhäutige Männer unterhielten sich. Noch immer beobachtete Vater den grauhaarigen Mann am Steuer. Plötzlich zuckte mein Vater auf. Ich erkannte, dass er Angst bekam. Am Steuer sah ich den Mann wild gestikulierend nach rechts zeigen. Er schrie seine beiden Helfer an. Am Horizont war etwas zu sehen. Ich konnte aber nicht erkennen was es war. Es kam sehr schnell auf uns zu, bis ich schließlich sehen konnte, dass es ein großes silbernes Schiff mit riesigen Kanonen war. Mein Vater sagte, dass es ein türkisches Kriegsschiff sei. Das Schiff blieb in einiger Entfernung zu uns. Plötzlich kamen schnelle kleine Schlauchboote auf uns zu. Soldaten schrien etwas zu uns rüber. Ich konnte nicht verstehen, was sie sagten. Am Ende unseres Bootes legten Sie an. Sie schnitten mit Messern Schläuche und Kabel am Motor durch. Benzin floss ins Meer. Dann befestigten Sie ein Seil am Boot und fuhren wieder zum großen Schiff. Nach einer Weile zog uns das Kriegsschiff in eine andere Richtung, weiter raus aufs Meer. Schließlich wurde das Seil gekappt. Das Kriegsschiff entfernte sich von uns und wir trieben antriebslos durch das Meer. Nachdem die Menschen an Bord begriffen hatten was passiert war, begannen sie zu schreien und zu weinen. Mein Vater zitterte am ganzen Körper. Seit den letzten Bombenangriffen hatte ich ihn nicht mehr so zittern sehen. Es war nicht die Kälte, sondern Angst. Er hielt meine Mutter und mich ganz

fest in seinen Armen. Wir wussten nicht, wie es weitergehen sollte. Jede Hoffnung auf ein besseres, sicheres Leben war geschwunden. Unsere Zukunft war so ungewiss, wie sie nur sein konnte.

Und wieder zittert mein Vater. Wir gehen auf einem schmalen Schotterweg einen kleinen Hügel hoch. Dort ist die Sammelstelle. Links und rechts des Weges stehen Bewohner des Lagers und beobachten uns, wie wir mit anderen das Lager verlassen. Ein Freund winkt mir traurig zu. Baschar war der Erste, den ich nach unserer Ankunft auf Lesbos kennengelernt habe. Nachdem unser Boot von einem anderen Schiff gerettet wurde, brachte man uns auf diese Insel und in dieses Camp. Bei unserer Ankunft stand er am Zaun und ließ uns nicht aus den Augen. Er folgte uns bis zu unserem Zelt und sprach mich an. Von da an verbrachten wir fast jede Minute miteinander. Bashar war jünger als ich. Für mich spielte das aber keine Rolle. Das Lager war in den letzten Jahren zu meinem Zuhause geworden. Es war nicht schön. Oft auch sehr hart. Aber ich hatte meine Familie und Bashar. Das Zelt seiner Familie stand direkt neben unserem. Wir haben getobt, zusammen Fußball gespielt und Mädchen geärgert. Nun steht er da und winkt. Ich weiß nicht, ob wir uns jemals wiedersehen. Seine Familie wird das Lager später verlassen. Der Weg zur Sammelstelle ist sehr mühselig. Wir sind alle sehr müde und erschöpft. An der Sammelstelle brennt die Sonne unbarmherzig auf den weißen Betonplatz. Am Eingang des Lagers sehe ich mehrere Busse stehen. Aus der Ferne höre ich eine blecherne Musik aus einem Radio. Diese wird zunehmend von einem knatternden Brummen eines Stromgenerators überlagert. Ein sehr vertrautes Geräusch aus meiner Kindheit. Da fühle ich mich plötzlich sehr wohl.

Mein Cousin und ich tobten im Garten meines Großvaters. Wir lachten und hatten Spaß. Es roch ständig nach Essen. Der alte Dieselgenerator lief immer dann, wenn der Strom ausfiel und das kam sehr oft vor. Aber niemand störte sich daran. Abends aß die ganze Familie zusammen und es wurde viel gelacht. Wir waren nicht reich, aber es ging uns sehr gut. Es war eine glückliche Zeit. Unsere Familie war glücklich. Glücklich bis die Bomben kamen. Erst hörte man sie von weitem. Jeden Tag kamen sie näher. Dann wurde ein Haus in unserer Straße getroffen. Eine alte Frau starb. Irgendwann waren alle Häuser unserer Straße zerstört oder beschädigt. Eine Wand unserer Küche war weg. Das Haus meines Großvaters auch. Menschen starben. Das Lachen war verschwunden. Irgendwann kam mein Vater und erklärte mir, dass wir

von hier weggehen müssen, weil es zu gefährlich geworden ist. Er erzählte mir von einem fernen Land, wo wir Schutz und Zuflucht fänden und wo wir willkommen sind.

Der Stromgenerator brummt laut. Die Musik ist verstummt. Polizisten stehen verstreut auf der Sammelstelle. Einige schauen sehr grimmig, andere unterhalten sich lachend mit einheimischen Helfern. Eine Frau mit einem roten Kreuz auf ihrem Arm bringt uns zu den Bussen. Ich steige ein, blicke zurück. Wieder verlasse ich ein Zuhause. Ich habe Angst vor dem was kommt. Ich frage mich, ob wir das ferne Land erreichen, wo wir Schutz finden. Dieses Land hier war es nicht. Werden uns die Menschen dort willkommen heißen?

Vielleicht wird es möglich sein, uns, die vor Bomben und Krieg geflohen sind, auf viel mehr Plätze zu verteilen. Nicht nur in einem Land. In viel mehr Ländern. Dann wären zukünftig nicht mehr so viele Menschen an einer Stelle zusammengedrängt. Viele von uns würden nicht mehr krank werden. Wir würden uns nicht mehr so oft streiten. Vielleicht wären wir glücklicher.

Die Menschen auf dieser Insel begreifen nicht, dass wir nicht gerne hier sind. Nicht, weil wir sie oder das Land nicht mögen, sondern weil wir viel lieber Zuhause bei unseren Familien und unseren Freunden wären. Aber das ist nicht möglich.

Werde ich jemals wieder so etwas wie ein richtiges Zuhause haben? Oder kehre ich vielleicht irgendwann einmal in meine Heimat zurück? Ich weiß es nicht.